

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Gertraud Heise**  
**Reise in die schwarze Haut**  
Ein Tagebuch

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

*Du träumst von Wölfen.*

*Deine Haut faßt sich an wie geschliffener Stein.*

*Du warst eingeschlafen für eine Weile, wachtest auf und erzähltest, im Traum von Wölfen verfolgt worden zu sein.*

*Als ich dich fragte, ob du wüßtest, warum ich hier sei, kam etwas wie Wut in dir hoch, und du weigertest dich, zu antworten.*

*Dieser Wut war ich schon einmal begegnet.*

*In Paris, wo ich versuchte, meine Reise vorzubereiten, traf ich in einem Café zwei junge Männer, Landsleute von dir. Im Aufbruch begriffen, fanden wir keine Zeit zum Reden.*

*Ob ich sie morgen hier treffen könnte?*

*Morgen sei Sonntag, sie gingen nicht aus. Sie gaben mir ihre Adresse.*

*Ich hatte Schwierigkeiten mit dem Akzent der Afrikaner. Janine, die junge Französin und Schriftstellerin, erst einverstanden, mich nach Belleville zu begleiten, wollte plötzlich nicht mehr.*

*– Du kennst Belleville nicht, kennst die Leute dort nicht, Belleville, das ist Harlem, das ist Schmutz und Haß und einfach gefährlich.*

*– Gut, ich fahre alleine.*

*– Ich kann dich nicht alleine nach Belleville fahren lassen, da gibt es Messerstechereien, werden Frauen vergewaltigt.*

*– Dann besorg mir einen starken Mann, der mich beschützt.*

*Sie kannte keinen Mann, der dazu bereit gewesen wäre, opferte sich schließlich mit ungutem Gefühl: Wenn ich das meinem Freund erzähle, wird er wochenlang nicht mit mir reden ...*

*Wir stiegen aus der Metro, wanderten durch fast dörfliche Straßen, nur wenige Leute waren unterwegs, eine Februarsonne schien, Vögel sangen. Was sie gegen Belleville hätte, fragte ich Janine, die sich selbst wunderte und sagte:*

– Aber wie sollte ich das wissen, ich bin noch nie hiergewesen.

Ausgemacht war, daß Janine in einem Café, wohin ich die Afrikaner bringen sollte, auf mich wartet. Sie vergaß das über der schwierigen Suche nach der kleinen Straße, dem Hinterhaus, und es gab kein Café, so daß sie mit mir in einem Hausflur ankam. Eine schwarze Concierge erschien in der Tür eines winzigen Zimmers, aus dem süßlicher Geruch strömte, sie kannte die Namen der jungen Männer nicht. Wir kletterten schmale Stiegen hinauf, fragten uns durch und fanden die beiden, die in Pyjamas in den Flur traten. Janine stolperte schnell eine halbe Treppe tiefer. Ob wir uns in einem Café treffen könnten, rief sie, und die Männer baten uns, einzutreten.

– Sie hat Angst vor euren Pyjamas, erklärte ich.

– Aber es ist Sonntag, meinten sie, kommt rein.

Ob sie sich nicht etwas anziehen könnten, rief Janine von unten, und in dem Moment sah ich das Gesicht des einen Schwarzen diese Wut durchtoben, die er sofort beherrschte.

Nicht glücklich über die Pyjamas, die Janines schlimmste Ahnungen zu bestätigen schienen, versuchte ich sanft zu vermitteln: zwischen der Angst der Weißen und der Wut des Schwarzen. Die Schwarzen gaben nach, zogen sich Jeans an, und wir traten ein.

Eine Stunde lang unterhielten wir uns über dein Land, die Männer bewirteten uns mit Bier, Limonade und Keksen, waren sparsam mit Informationen, sprachen vom Wetter und nicht vom politischen Klima. Mißtrauen hatte ihr Mißtrauen geweckt.

Zurückgekehrt in ihr »weißes« Paris, fragte ich Janine, wieso niemand das Messer gezückt, keiner uns vergewaltigt habe.

– Aber wie sollte ich wissen, daß es Studenten waren, es hätten Müllmänner sein können!

»Wir sind der Schwarze Kontinent«, sangen zu Beginn der siebziger Jahre französische Feministinnen, und ich fand es richtig, denn wie für sie war für mich der Schwarze Kontinent »Literatur«, auch wenn ich ihn flüchtig bereist hatte. Frauen, glaubte ich, seien euch näher.

Als ich beschloß, für sechs Monate dein Land zu bereisen, weil unsere Vorstellungen über euch unterentwickelt sind, weil

*euch unser weißer Zweiwochenjournalismus nervte, der die Varianten unseres eigenen Zynismus beschrieb und dabei glaubte, euch zu beschreiben, brachte ich nicht viel mehr mit als Naivität und guten Willen. Sechs Monate sind keine lange Zeit. Aber sechs Monate können meinen im tiefsten verborgenen Rassismus zutage fördern oder mich jene Behutsamkeit lehren, die der Verwundbare vom Verwundbaren erwartet.*

*Du fragtest: Warum kommst du in unsere mühsamen Länder, gibt es bei euch nicht auf bequemere Weise genug zu berichten?*

*Ja, wir haben viel Dreck vor unserer Tür zu kehren, jahrhundertlang schleppten wir diesen Dreck mitsamt unserer »kostbaren Zivilisation« in eure Häuser, damit steht deine Welt in sehr enger Beziehung zu meiner. Oder hattest du jene Weißen im Kopf, die mit übersteigertem Gehabe, immer über eure mühsamen Länder fluchend, gar nicht mehr fähig sind, in ihren wohlgeordneten Ländern psychisch zu überleben, die ihr Selbstbewußtsein schöpfen aus euch? Meine Intention, den Versuch einer Beschreibung zu unternehmen, die nicht mehr nur unserem Blickwinkel entstammt, erschien dir zweifelhaft.*

*Ich möchte dir einen Prozeß schildern, wie er sich in meinen Notizbüchern abspielte, gefiltert durch ein grobes Sieb. Damit wiederhole ich, wozu ich während meiner Reise gezwungen war: Meine Versuche, die Reise vorzubereiten, waren gescheitert. Ich reiste ab mit den Warnungen zweier Botschaften, von denen die eine hieß, überhaupt nicht zu kommen, die andere, nicht ohne die persönliche Erlaubnis des Präsidenten einzureisen, da sonst »botschaftsmäßig« keine Gewähr für meine persönliche Sicherheit übernommen werden könne. Also lieferte ich mich euch aus.*

31. März 1977

Nachtflug nach Niamey.

Ich habe Niger nicht bereisen wollen, mein Land heißt Benin. In Benin soll die politische Lage »momentan derart brisant« sein, daß ich niemanden fand, der nicht abriet. In Benin eine Arbeit zu tun, wie ich sie vorhabe, Gespräche mit Bauern und Intellektuellen aufzuzeichnen, sei selbst bei günstigeren Verhältnissen kaum möglich. In Benin, so lauteten die letzten Warnungen, landete ich entweder im Gefängnis, oder es träfe mich der Schuß eines wildgewordenen, analphabetischen Soldaten.

Ich beschloß, für ein paar Wochen ins Nachbarland Niger zu gehen, um von dort aus die Situation zu beurteilen. Auch Niger möchte den Journalisten, der es besucht, überprüfen. Bis ich meine Unterlagen gesammelt, bis der Staatspräsident seine Unterschrift zu einer Arbeitserlaubnis gegeben hätte, wären Monate vergangen. Also komme ich als Touristin, auf der Durchreise nach Benin. Mit Niger verbinde ich Dürre, Durst und Islam, dann eine Fremdheit, die mir mehr Angst einflößt als die konkrete Vorstellung von einem Gefängnis in Benin.

Noch im Flugzeug ist die Freude, Europa zu verlassen, stärker als die Furcht, nicht mehr wiederzukommen. Sobald die Maschine ihre Höhe erreicht hat, bleiben alle diejenigen Hemmungen zurück, die mein europäisches, weibliches Leben einschränken, wird die Lust auf Erfahrung zu einer Kraft.

Zwischenlandung in Bordeaux: im Transitraum aufgereiht in blauer Uniform eine chinesische Delegation. Ich setze mich den Männern gegenüber, betrachte sie, und einer kreuzt lächelnd meinen Blick. Ich lächle zurück, dabei ertappen die anderen den Lächelnden, starren plötzlich, von tiefem Ernst ergriffen mit asketischen Gesichtern in die Leere, als hätte

einer sich vergessen und müsse gemeinsam Disziplin geübt werden für den Schuldigen, der völlig versteinert ist. Machen mir klar, daß mit mir, Angehöriger einer imperialistischen Klasse, dekadenten Rasse, kein Lächeln getauscht wird. Deshalb verlasse ich meinen Platz, setze mich neben einen Afrikaner, einen jungen Mann mit samtener Haut, der einen kostbar silbergeschmiedeten Armreif trägt. – Woher er stamme, will ich wissen. – Aus Senegal. Wir reden. – Wird es möglich sein, in Afrika Vertrauen zu erwerben? – Ja, das ist möglich, wenn Sie geduldig sind. Und er sagt, daß es ihn erstaunt hat, von mir angesprochen worden zu sein, erstaunt und gefreut, weil er das von Europa nicht kennt. Ein Franzose neben ihm schaut mich an, als wäre ich nicht ganz dicht.

Im Flugzeug links von mir ein deutsches Pärchen, Touristen, er sagt: Das wird uns komisch vorkommen, drei Wochen lang nur Schwarze zu sehen. Rechts von mir eine blutjunge Französin, die sehr oft verschwindet, sie sagt: Ich muß mich noch dauernd übergeben, das wird sich legen; wenn wir in Niamey zwischengelandet sind, wird es mir gut gehen, wenn ich in Afrika bin. Sie erzählt ihre Geschichte: Als Tochter eines Arztehepaars, aufgewachsen in Ouagadougou, sollte sie in Paris studieren, wurde dort krank, ohne daß physisch etwas feststellbar war. Sie sagt: Ich kann nicht leben in diesem unmenschlichen Paris, ich kann die Sturheit, den Egoismus nicht ertragen, ich kann nicht atmen in dieser Kälte, zwischen den dunklen Steinhaufen, wo ich total vereinsamt bin. In Afrika bin ich zu Hause, wohnen meine Freunde. – Sind deine Freunde Schwarze? – Nein, Weiße, aber dort halten sie eben zusammen.

### *1. April, Freitag*

Gegen halb fünf Uhr morgens Landung in Niamey. Ich hocke in dem kleinen Flughafengebäude, bis fast alle Leute verschwunden sind, habe einige Male nachgefragt, ob man, ehe das Flugzeug nach Abidjan weiterfliegt, nicht vielleicht doch nach meinem Koffer sehen könne, auf den ich vergeblich warte. Die Maschine fliegt ab, jemand nimmt meine kleine Tasche: Aber ich habe keine Francs. – Das macht

nichts, wir nehmen auch gerne deutsches Geld. Ich reklamiere den fehlenden Koffer, der Träger führt mich zu einem letzten, rostigen Auto, ich reiche ihm eine Mark, die weist er beleidigt ab: Ich will Papiergeld. – Ich bin zwar weiß, aber nicht reich. – Du bist nicht reich? Wenn du nicht reich wärst, wärst du nicht hier.

Ich kann dieser Logik nichts entgegensetzen, aber der Träger ist einverstanden, später und in Landeswährung entlohnt zu werden. Ich steige in das halbtote Auto, habe für 12 000 Mark Reiseschecks in der Tasche, Zahnbürste, meine Geräte. Die Luft ist merkwürdig schwer, sehr heiß und sehr trocken. Der Mann am Steuer fährt langsam durch diese pelzige, tiefe Dunkelheit, aus der nichts sich herauslöst. Dann ein paar Lichter, wir sind angekommen vor meinem Hotel.

Von einer Bank neben der Rezeption erhebt sich ein junger Mann, schlingt sich das Laken, mit dem er bedeckt war, um seine Lenden, läßt mich den Meldeschein ausfüllen, studiert ihn, sagt:

– Du bist ein Jahr älter als ich, ich bin erst 31.

Ich bin sehr müde und sage: Ja, Sie sind jünger und schöner.

– O nein, schöner bist du!

– Das glaube ich nicht, ich finde Sie wirklich schöner als mich.

– Nein nein, du bist schöner als ich. Aber ich bin stärker als du!

Er zeigt mir mein Zimmer, schaltet ein laut ratterndes Klimagerät ein, verspricht ein Kopfkissen für morgen.

Nicht, daß es in Niamey keine feineren Hotels gäbe für die empfindlichen Weißen, und nicht, daß dieses Hotel viel billiger wäre, aber das »Rivoli« liegt zentral.

Ich kann nicht schlafen, hocke um acht an der Bar, hinter der drei Männer Milchkaffee und Croissants servieren, ohne ein Lächeln für mich. Einen Franzosen neben mir auf dem Hocker frage ich nach der Deutschen Botschaft, er ist freundlich und fährt mich hin. Dort ist mein Fall längst ad acta gelegt, wurde mit mir nicht mehr gerechnet. Seit Jahren hat kein deutscher Journalist das Land besucht, die Bedingungen schreckten ab, und die Botschaft, ausgelastet mit der Aufgabe

zu repräsentieren und selbst zu informieren, hat auch kein Interesse an Journalisten, die immer irgend jemanden verärgern. Nun, wo ich da bin, heißt es: Die Gefahr, daß Sie krank werden, ist weitaus größer als die Gefahr politischer Komplikationen.

Ich gehe zur Bank, warte hinter einem Menschenknäuel, das sich an den Schalter drängt, mit der unsinnigen Hoffnung, mich selbst diesem Schalter zu nähern, stehe schüchtern am Rand dieses Knotens, der dicker wird von sehr eilig sich nähernden Afrikanern, die mich zur Seite schieben mit einer Selbstverständlichkeit, als sei ich fehl am Platz. So entferne ich mich von dem Ziel, frage hilflos immer wieder einen Mann in Uniform, ob ich hier wirklich richtig stehe: Du mußt auch drängen, rät er mir. – Aber ich kann nicht, rufe ich; selbst mit der Wut der Verzweiflung sehe ich keine Chance, je durch diese Menschenmauer zu stoßen. Jemand hat Mitleid, hilft mir, mein Geld hintenherum wechseln zu dürfen, hilft mir, wie Erwachsene sich zuweilen fremder Kinder erbarmen, die nicht weiterwissen, in gnädiger Ungeduld. (Es war die falsche Bank, natürlich gibt es eine mit dem Schalter für Ausländer.)

Niamey am Ufer des Niger, Niamey im Sahel, dem »Ufer zur Wüste«, ist eingetaucht in Wüstenstaub, einen sanft beharrlichen Wind, der den Staub gegen die Sonne treibt, die durch die Staubpartikelchen ein Licht reflektiert, grausamer als jede klare Helligkeit. Die Augen wissen sich kaum zu orientieren, schmerzen, die Lungen dehnen sich schwer.

Der Himmel ist gelb, flach und gelb der Niger, dessen Ufer ausgedörrt scheinen durch die staubbedeckte Vegetation. Es ist Markttag, vom Flußufer strömen Menschen mit hochgetürmten Lasten auf den Köpfen, führen Kamele, beladen mit weißem, von der Sonne ausgebleichendem Holz. Im roten Sand der Straßenränder hocken Händlerinnen vor Seife, getrocknetem Fisch, manchmal nichts weiter als einem Häufchen Zuckerstückchen auf einem Fetzen Zeitungspapier, rot vom Staub. In diesem diffusen Licht lächelt nur ein Leprakranker, der ein Almosen will: Cadeau. Deprimiert versuche ich eine Stadt zu entdecken, die in einem Ausnahmezustand und wie ich nicht ganz zu sich zu kommen scheint. Ich laufe über die

Nigerbrücke, betrachte nackte, sich badende Männer und Kinder, laufe zurück durch die Sandstraßen, vorbei an den Lehmmauern der flachen Häuser, die die Innenhöfe verbergen. Männer in leuchtenden Boubous, indigoblau oder safrangelb, hocken sich an den Straßenrand, um ihr kleines Geschäft zu verrichten, Frauen schleppen auf ihrem Rücken die Kinder im Tragtuch und auf dem Kopf hohe verschnürte Bündel, Körbe oder Türme von Emailleschüsseln. Kaum jemand bettelt.

Der Franzose von heute morgen fährt mich, als sei das selbstverständlich, zum Flughafen, wartet fast wortlos mit mir auf die verspätete Maschine aus Abidjan, die meinen Koffer bringt; ich bezahle den Träger von heute morgen.

Ich sei auf dem Weg nach Benin, erzähle ich dem Franzosen, und er sagt: Davon kann ich Ihnen nur abraten, ich bin dort im Gefängnis gewesen – für nichts.

## *2. April, Samstag*

Nigers Grenzen zeichnen einen nach Luft schnappenden Fisch. Das Land, fünfmal so groß wie die Bundesrepublik, hat knapp 5 Millionen Einwohner, von denen kaum 10% alphabetisiert sind, es gibt keine Eisenbahnlinie. Aber so arm, wie es in den Dürre Jahren 1973/74 schien, ist Niger nicht, als Katastrophenmeldungen die reichen Länder erschreckten, als 80% des Viehbestands verdursteten, Menschen verhungerten. Niger fördert Uran, und seine Militärregierung proklamiert einen für Schwarzafrika so orthodoxen Islam, daß dies von den reichen Ölnachbarn honoriert wird. Nigers Bauern spüren davon wenig, zwar beten sie zu Allah, aber mehr noch zu den Regengöttern, einzige Retter aus ihrer Not.

In den Katastrophenjahren flüchtete eine verhungerte Landbevölkerung in die wenigen Städte, die großen Oasen, die Hauptstadt Niamey. Niamey ist eine von Europäern gegründete Stadt, die aber in ihren Strukturen wieder zum großen afrikanischen Dorf wurde, von dieser Dörflichkeit durchwachsen ist, die sie menschlich macht und schön. Und so unterscheidet sich das Leben der hinzugewanderten

Lehmhüttenbewohner nicht sehr von dem ihres ehemaligen Dorfs, außer, daß sie sich ihrer Armut krasser bewußt sind.

Immer noch hängt die Atmosphäre voll Staub, nicht mehr so dicht wie gestern. In einem der Lehmhüttenviertel, wo die Kloake mitten durch die Sandwege fließt, wo die Hütten so eng nebeneinanderstehen, daß kein Platz für den afrikanischen Innenhof bleibt, dringe ich in ihre Intimsphäre ein. Aber der Weber, dem ich zuschaue, wie er an einem der schmalen Bänder webt, die später zusammengenäht werden, ist der erste Nigerer, der mir zulächelt. Ich habe ein schlechtes Gewissen und hier nichts zu suchen und abgesehen von ein paar Münzen auch nur ein Lächeln zu verschenken. Muß es denn sein, frage ich mich, daß ich hier spaziergehe durch diesen Gestank, den staubigen Wind, der die Schleimhäute ausdörft, so daß die verstaubten Kinder, die mehrmals täglich im Niger baden, mit grünem Rotz herumlaufen, weil sich der Körper gegen den ewigen Staub wehrt mit chronischer Sekretion von Schleim. Überall Spuckflecken im Sand, Frauen und Männer schießen lautlos einen Strahl Speichel aus dem Mund.

Ich höre zu atmen auf, wenn der Wind die im Staub schnell getrockneten Exkreme, Urin, Schleim, zu Staub geworden, hochwirbelt. Ich laufe zum Ufer des Niger, laufe zurück zum Hotel, um den Durst zu stillen, die Nase zu putzen, die den Staub nicht gewohnt und schon blutig ist.

Neben mir an der Bar ein junger Mann, europäisch gekleidet und von etwas milchigem Schwarz, erzählt, daß in Paris im Sommer die Hitze heißer sei als hier. Ich mische mich ein, stickiger sei sie vielleicht, aber heißer, das könne sein Ernst nicht sein. Er streift mich mit sehr kurzem Blick, nimmt mich kaum wahr und berichtet weiter von jenem Paris, das seine Zuhörer hinter der Bar so sehnlichst kennenzulernen wünschen, dieses immer noch erträumte Reich ihrer ehemaligen Kolonialisten, die zu braven Neokolonisatoren wurden, wohlgelitten von der Regierung. Inoffiziell. Offiziell ordnete die Regierung den Weißen gegenüber äußerste Zurückhaltung an.

Abends tönt aus einem anderen Lehmhüttenviertel, nicht weit vom Hotel, lautes Tamtam, dem ich folge. In einer der schmalen Sandstraßen sitzen, schwach beleuchtet von Petroleumlampen, vier Griots (Afrikas Trommler, Geschichts- und Geschichtenerzähler), die mit voller Kraft auf ihre Trommeln schlagen, den Blick auf die dunkle Öffnung eines Hauses gerichtet. Hochzeit. Leute umstehen im Halbkreis die Griots, eine Frau erscheint, vollführt ein paar spärliche Bewegungen, rennt verschämt wieder weg. Es dauert eine Weile, bis eine andere auftaucht, bis endlich die Frauen sich in schneller Folge ablösen, immer gelöster tanzen, sich steigern, eine wirft in großen Bögen ihre Hüften, nähert sich einem Griot, reizt ihn, reißt die anderen Frauen mit, die alle jetzt mit zuckenden Leibern die Gebärden des Geschlechtsakts tanzen. Ein Trommler entdeckt mich, das weiße Gesicht in der Dunkelheit, steht vor mir, tut drei kurze, aggressive Schläge: Cadeau!, kehrt sanfter trommelnd mit einem Geldstück wieder in den Kreis zurück.

### *3. April, Sonntag*

Das erste Wort, das ein Kellner hinter der Bar vom Rivoli an mich richtet: er fragt, als er meinen Milchkaffee bereitet, wie es mir geht. Das ist keine leere Formel: zu fragen und zu wissen, wie es dem anderen geht, ist Voraussetzung jeglicher Kommunikation überhaupt. Wer das nicht gefragt wird, den gibt es nicht.

Manche der weißen Gäste werden es nie gefragt. Der kleine französische Sportprofessor, ein Endvierziger, sprach mich gestern an, erzählte, daß er frustriert sei: Letztes Jahr in Senegal, jeden Abend sei er bei einer anderen afrikanischen Familie eingeladen gewesen, wo sie köstliche Dinge aufgetischt hätten, wie 1001 Nacht sei das gewesen. Aber hier: seit zwei Wochen Langeweile, nicht eine einzige Einladung. Es käme eben darauf an, was die Regierung proklamiere: sei sie sauer auf die Weißen, reagiere das Volk entsprechend, würden die Weißen gelobt, freue sich das Volk über Weiße. – Und das Volk hat keine eigene Meinung? – Wie sollte es denn? Oder wird mit dieser Art schwarzer Arroganz, wie sie im Rivoli